

Der Anfänger des Lebens

Bora Ćosić erinnert sich an seine kurze Kindheit in Agram
von Norbert Wehr

Im Frühsommer 2005, zehn Jahre nach dem Ende des Kriegs, bricht der serbische Schriftsteller Bora Ćosić, der Anfang der neunziger Jahre ins Exil nach Berlin gegangen war, zusammen mit seiner kroatischen Frau Lidija zu einer längeren Reise durch die Länder des ehemaligen Jugoslawien auf. Ćosić und seine Frau, die kurz vorher geheiratet haben, machen sich auf die Suche nach ihrer beider Vergangenheit. Vielleicht, so Ćosić in seinem Bericht, vielleicht habe er diese Reise vor allem deshalb unternommen, um seiner neuen Frau das Haus zu zeigen, in dem er 1932 zur Welt gekommen war.

Es wird eine Reise ins „Alaska des früheren Lebens“, eine Reise nach Zagreb, Sarajewo, Belgrad und Rovinj, eine Reise in vom Krieg versehrte Länder, Länder im Übergang und voller neuer Widersprüche. In Zagreb, seiner Geburtsstadt, sehen sie vernachlässigte und verwahrloste Häuser, riesige Müllberge, aber auch neue Bauten aus Glas und Stahl. Sie besuchen alte Freunde, den Schriftsteller Danijel Dragojević etwa, ein „intellektuelles Pulverfaß“, der mittlerweile völlig zurückgezogen lebt.

Später stehen sie vor dem Ziel der Reise, dem scheinbar unbewohnten Geburtshaus. Vor Ćosićs Augen spult sich, wie bei einem vergilbten Film, die Vergangenheit ab – und fragwürdige Erinnerungen steigen auf. Woher soll ich wissen, fragt er sich, was in den Zimmern damals, Anfang der dreißiger Jahre, geschehen ist? Habe ich eine eigene Erinnerung daran, oder habe ich nur nachträglich gehört, was damals geschehen ist – und warum?

Fünf Jahre später unternimmt Ćosić die Reise zu seinem Geburtshaus in Zagreb erneut – diesmal jedoch nur imaginär ... Und sie gleicht einer anderen, einer unfreiwilligen Erinnerungs-Reise. Denn Ćosić war Ende der neunziger Jahre gezwungen gewesen, um seine in Belgrad gebliebenen Bücher nach Berlin ausführen zu dürfen, jeden einzelnen Titel genauestens zu deklarieren. Und da er – als unerwünschte Person – deshalb nicht nach Belgrad fahren konnte, hatte er dieses Verzeichnis seiner gesamten Bibliothek aus dem Gedächtnis anfertigen müssen ...

Eine Zollerklärung anderer Art ist auch *Eine kurze Kindheit in Agram*, sein neuestes Buch. Es ist eine sozusagen existentielle Zollerklärung – nicht mehr auf der Grenze zwischen Ost und West, sondern jetzt auf der zwischen Jugend und Alter, zwischen Leben und Tod. Anlaß ist die näherrückende Exilierung aus dem Leben.

Der bald achtzigjährige Ćosić beugt sich darin über seine eigene Frühzeit, die „Epoche der Stummheit“, und versucht, ohne falsch verstandene Unmittelbarkeit, sich aus der Perspektive des Kleinkinds an die Jahre zwischen 1932 und 1937 zu erinnern, da die Familie in Agram, dem heutigen Zagreb, lebte. Eine Inventarisierung der ersten Lebensjahre – das ist es, was dabei entsteht.

Dem naiven, neugierigen Kind, einem „Ausländer in der Fremde“ gleich, ist anfangs alles ein Rätsel: Wie hängt der Schlüssel mit dem Schloß zusammen, der Knopf mit dem Knopfloch? Warum wird es dunkel, und warum verdoppeln sich die Eltern, wenn Licht auf sie fällt? Ist Schnee „ein Austausch der bisherigen Welt gegen eine andere“? Warum ist Holz hölzern und nicht aus Eisen, warum Wasser flüssig? Ist die Hand der Mutter, die Geschirr abtrocknet, die selbe, die einen Brief an die Großmutter schreibt? Und wie kommt die Mutter überhaupt auf ein kleines Papier, auf ein Photo?

Große Rätsel! Alles muß er selbst verstehen, niemand hilft ihm dabei. Er erschließt sich also langsam – staunend – die Welt, zuerst die Welt der Wohnung, das eigene Zimmer, den Teppich, das Spielzeug, die merkwürdigen Gerätschaften im Badezimmer, dann das dunkle Land des Kellers, später den Park, die Straßen, Geschäfte, die Hügel der Oberstadt, die Zahnradbahn, die Kathedrale. „So baute ich mir“, schreibt er, „mit viel Geduld und Nachdenklichkeit meine eigene Zivilisation, ganz wie ein Schiffbrüchiger auf einer fernen Insel das gesamte Weltwissen neu erfinden muß.“

Die größte Sensation für den kleinen Jungen ist schließlich die Entdeckung, daß die „wunderlichen Krümmungen“, diese merkwürdigen Krakel, etwas bedeuten, daß man sie entziffern, daß man sie lesen kann. Durch diese Erkenntnis wird er mit der Krankheit des Lesenkönnens infiziert, mit einer unheilbaren Lesewut: „Die Welt hatte sich unverhofft verändert, sie war lesbar geworden. (...) Der Aufenthalt des Menschen vervollständigte sich vor meinen Augen, war nicht mehr verstümmelt wie in den ersten Jahren meines Lebens.“

1937, im fünften Lebensjahr, zieht die Familie dann nach Belgrad um. Wohin, ist nun die Frage, mit all den Erlebnissen und Erinnerungen? Und all dem, was dem Vergessen anheimgefallen ist? – Groß ist die Angst, es könnte alles verschwinden. Alles muß also mit ins Umzugsgepäck, die ganze Stadt Agram, die ganze Kindheit. Für den eigenen, den inneren Zoll, wird jedes Detail deklariert. Nichts darf verloren gehen.

Der alte Ćosić stellt sich vor, wie er seine Geburtsstadt genau so, wie sie war, in Belgrad wiedererauferstehen ließ. Und ist zufrieden: „Heute, wo ich das erzähle, denke ich, daß es mir gelungen ist. Daß ich es geschafft habe, das frühere, das bekannte alte Leben zur Gänze in die neue Stadt und in ein völlig anderes Leben mitzunehmen. Und jedes Mal, wenn ich über die Jahrzehnte in die Hauptstadt meines Entstehens zurückkehre, verblüfft mich, daß sie immer noch dort ist, obwohl ich sie doch vor langer, langer Zeit mit mir mitgenommen habe.“

Ein lebens- und alterskluges, ein melancholisches Buch hat Ćosić geschrieben, ein Buch nicht über Agram, wie es vermeintlich war, sondern ein Buch übers Wahrnehmen, übers Erinnern und Vergessen, über die Gedanken- und Phantasiewelt des Kindes, das er mal war, über dessen Fähigkeiten zu „metaphysischen Zugaben“.

Ein Buch, außerdem, das eine diskrete Referenz an Miroslav Krleža sein will, den großen kroatischen Schriftsteller, der ebenfalls wunderbare Erinnerungen

an *Eine Kindheit in Agram* verfaßt hat. Ein Buch, nicht zuletzt, mit einer Liebeserklärung an seine Großmutter, der er vielleicht mehr verdankt als seinen Eltern. Sie war es nämlich, die dem vierjährigen Jungen eines Tages Hefte, Stifte und eine Grammatik für Anfänger mitbrachte, weil sie ihm frühzeitig Lesen und Schreiben ermöglichen wollte.

Überhaupt diese Oma – Oma Laura. Sie führte ein privates Notizheft, ein Heft mit täglichen Eintragungen über die Verrücktheiten des häuslichen Familienlebens. Hätte es dieses Heft, hat Ćosić mal erklärt, hätte es diese „wichtigste geschriebene Handarbeit in der Geschichte meiner geistigen Entwicklung“ nicht gegeben, dann hätte es sein umfangreiches Werk nicht gegeben, nicht *Die Rolle meiner Familie in der Weltrevolution*, und nicht *Tutori*. Das Notizheft, es ist, bis ins hohe Alter hinein, die wichtigste Quelle für seine Literatur, und Oma Laura der „virtuelle Autor“ seiner Bücher, auch seines bislang letzten.

Gerüchteweise ist zu hören, daß *Tutori*, das exzentrischste Buch im Gesamtwerk von Ćosić, demnächst erscheinen soll – was eine übersetzerische und eine verlegerische Großtat wäre. Brigitte Döbert und der Schöffling-Verlag wären nicht genug dafür zu loben.

Denn *Tutori* ist der ehrgeizige Versuch des jüngeren Ćosić gewesen, ein „universelles Buch“ zu schreiben, und zwar als Enzyklopädie des mitteleuropäischen Kontinents. Ungewöhnlich an diesem polyphonen Buch sind die Verfahren: Um die fünf Generationen umspannende Geschichte einer kroatisch-deutschen Kleinbürgerfamilie zu erzählen, nutzt Ćosić vom Bauernkalender bis zum Gebetsbrevier und vom Kochbuch bis zum Schundroman alle möglichen nicht-literarischen Textgattungen.

Ein eigentlich unübersetzbare Buch, an dem sich schon einige Übersetzer die Zähne ausgebissen haben! Schier unerschöpflich sein Reservoir an Dialekten, an Doppeldeutigkeiten, am Kreuzen und Verschmelzen von Wörtern.

Das weit verzweigte Werk von Bora Ćosić, diesem großen europäischen Erzähler, ist noch lange nicht zur Gänze auf Deutsch erschlossen. Man darf auf weitere Bücher, man darf auf *Tutori* gespannt sein.